

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Ausstellungsmacher, lieber Herr Rabitsch,

Gerne bin ich Ihrer Bitte gefolgt, heute ein Grußwort zu sprechen. Ich habe diese Aufgabe übernommen, weil mich die Ausstellung stark berührt und weil sie wichtig ist. Heimat-Los: die Ausstellung zeigt uns das schreckliche Los derer, die ihre Heimat verloren haben.

Sie spricht für die Flüchtenden, gibt ihnen eine Stimme, die gehört werden will, und ich sage: gehört werden muss.

Als erstes macht sie uns bewusst, dass das, was wir seit dem letzten Herbst erleben und uns zeitweise zu überwältigen drohte, kein singuläres Ereignis ist.

Denn schon immer hat es Vertreibung und Flucht gegeben. Es gab eine Zeit, da war jeder vierte Berliner ein *Réfugié* aus Frankreich. Und in wie vielen deutschen Familien – übrigens auch in meiner – hat es „Flucht“ gegeben und damit das Angewiesensein auf das Wohlwollen derer, die einen freiwillig oder unfreiwillig aufgenommen haben oder aufnehmen mussten.

Flucht als Schicksal; das sucht man sich nicht aus. Sie ist Schicksal derer, die vertrieben wurden, aber auch dann das Schicksal oder sagen wir milder: eine unabweisbare Aufgabe für die Einheimischen, in deren Leben nun „Fremde“ getreten sind.

Nie in der Geschichte war dieser Vorgang konfliktfrei. Immer war in den Erzählungen meiner Familie die Rede davon, dass scharfe Ablehnung, Feindseligkeit und Hass erlebt worden sind, aber auch liebevolle Aufnahme, wenn auch seltener.

Wenn ich sage: „Nie war dieser Vorgang konfliktfrei“, dann deshalb, weil Fremde von den bereits ansässigen Menschen in der Regel geradezu reflexhaft als Beunruhigung empfunden werden, als Verstörung, als Störung, als Gefahr.

Um damit umgehen zu können, müssen wir ehrlich sein und uns bewusstmachen, dass von diesem Reflex der Beunruhigung durch Fremde kaum einer frei ist; ich jedenfalls bekenne: ich bin es nicht; ich glaube sogar, dass er uns angeboren ist.

Deshalb: Nicht, ob wir diesen Reflex der Beunruhigung und Abwehr verspüren oder nicht, ist die Frage, sondern, wie wir damit umgehen.

Beunruhigung ist nahe bei Angst; wer Angst hat, will weglaufen, und wenn das nicht geht, frisst er verbittert die Angst in sich hinein oder es entsteht Wut, die verbal ausbricht oder, noch schlimmer, Gewalt wird. Wer in diesen Zustand geraten ist, dessen Blick verengt sich auf das, was ihm Angst macht, er wird taub, er ist durch Worte kaum mehr zu erreichen. Das Internet, aber auch die politische Arena sind voll davon.

Aber wenn wir schon von Reflexen reden, dann muss auch ein zweiter Reflex des Menschen, der ebenfalls angeboren ist, stark gemacht werden: das ist der Impuls, helfen zu wollen, helfen zu müssen.

Es gibt viele, viele Menschen, die aus der Verstörung ihres Alltags durch Neuankömmlinge gerade Kraft schöpfen, um diesen ein neues Leben zu ermöglichen, das nicht mehr von Lebensgefahr und Not gekennzeichnet ist, sie aufzunehmen, um dann die große Differenz des Fremden umzuwandeln in ein Zusammenleben der kleinen Differenzen und diese zu ertragen.

Es liegt in unserer Hand, welchem der beiden Impulse wir folgen. Die Fähigkeit, mit Instinkten umzugehen, statt ihnen blind zu erliegen, ist es, was Kultur, was Zivilisation ausmacht – auch und gerade den Rang und Anspruch der sogenannten abendländischen Kultur. Sie hat spätestens mit der Aufklärung alles blinde Identität-Denken, die Unüberbrückbarkeit von „Wir“ und „Die“ infrage gestellt.

Und sehr gerne nutze ich diese Gelegenheit, um meinen großen Respekt und meine große Dankbarkeit den rund 1000 Menschen auch hier in Reinickendorf auszusprechen, die bewusst den zweiten Weg, den der spontanen Hilfe und Zuwendung gewählt haben. Sei es dadurch, dass sie in Willkommensklassen helfen, dass sie die Kleiderkammern organisieren, dass sie mit Spenden, mit

Unterricht, Rat und Tat und täglicher Hilfe bereitstehen – und dass sie Ausstellungen wie diese hier vorbereitet haben.

Dafür sage ich ausdrücklich auch im Namen der Reinickendorfer Bezirksverordnetenversammlung dank.

Für mich stellt sich aber nicht nur die Frage, wie begegnen wir den Fremden, sondern auch: Wie begegnen wir jenen, die in Gefahr stehen, der Angst und dann der Feindseligkeit zu erliegen? Es hilft nichts, sie pauschal mit Verachtung und Ablehnung zu bestrafen. Damit setzen wir nur einem Affekt einen anderen entgegen. Und dann hat jede Stimme der Vernunft es schwer, die im Umgang mit den realen Gegebenheiten – den geopolitischen, den ökonomischen, den sozialen – einen Weg finden will, der am Ende praktikabel ist und so den Geflüchteten hilft.

Wir haben zweierlei zu tun:

Erstens: wir dürfen nicht wanken und nicht weichen und nicht einknicken, wenn es um die Bewahrung der Menschenwürde geht. Wir müssen helfen, wir müssen dem Hass widersprechen. Da gibt es kein Vielleicht, kein Weghören.

Zweitens: wir dürfen nicht aufhören, auch um jene zu ringen, die Angst haben, und das geht nur mühsam, aber es geht: nämlich vom Einzelnen zum Einzelnen. Damit meine ich: die Darstellung des einzelnen Schicksals, und das Ansprechen des einzelnen Menschen.

Genau dies leistet das Konzept der Ausstellung, denn sie stellt einzelne Menschen und ihre Schicksale vor.

Die Tauben, die Wutspeienden – die werden wir kaum mehr erreichen, aber jene, die noch schwanken, ja.

Sie zu erreichen, das ist die eigentliche Aufgabe dieser verdienstvollen Ausstellung.

Dass sie vor allem auch und in diesem Sinne erfolgreich ist, dass wünsche ich auch im Namen der Reinickendorfer Bezirksverordnetenversammlung von Herzen.